
EIN HAUCH VON MODISCHER BELIEBIGKEIT

Rezension von: Gerhard Schulze,
Die Erlebnisgesellschaft.

Kultursoziologie der Gegenwart,
Campus-Verlag, Frankfurt/Main 1992,
765 Seiten, DM 98,-.

Lebensstile und Kulturmilieus sind gewiß bedeutsame soziale Differenzierungskriterien, die jene der ökonomischen und Bildungsschichtung in vieler Hinsicht überlagern, wenn auch nicht aufheben. Der vulgäre Neureiche, der den „Stil“ der alten Oberschichtler zu imitieren versucht, sich dabei aber durch Übertreibung bei den Insidern lächerlich macht, ist eine klassische Komödienfigur. Der verarmte Adelige und die in Not geratene Beamtinwitwe, die den „Stil“ ihres Milieus trotz größter finanzieller Bedrängnis zu wahren versuchen, sind ebenfalls aus der Literatur bekannt. Zudem hat jeder schon am eigenen Leib die Erfahrung gemacht, daß es bei manchen Gelegenheiten günstiger ist, in Jeans zu erscheinen und bei anderen in Anzug und Krawatte. Manche Leute entwickeln da geradezu chameleonartige Instinkte, kostümierten sich als „Feierabend-Punks“ und sind fähig, über Mozart ebenso locker zu plaudern wie über Motorhead. Trotzdem liegt über soziologischen Ansätzen, die allzu sehr dem „life style“-Konzept folgen und dieses nicht konsequent auf substantiellere Kategorien von Wirtschaft und Gesellschaft rückbeziehen, ein leichter Hauch der heute ja so zeitgeistadäquaten modischen Beliebigkeit.

Das gilt sogar für das Riesenwerk von Gerhard Schulze, das natürlich in seiner Art ein höchst eindrucksvolles

und trotz seines Umfangs wenigstens partiell durchaus lesbares, ja amüsantes Dokument deutschen Professorenfleißes darstellt und deshalb schon kurz nach dem Erscheinen in dritter Auflage vorliegt. Schulze unterscheidet fünf Milieus, die er nach dem Bildungsstand und nach Alterskriterien, nämlich nach der „40-Jahr-Linie“ unterteilt. Für die jungen Leute mit Bildungsgrad bis mittlerer Reife und Lehrabschluß postuliert er das „Unterhaltungsmilieu“: Kino, Fußballplatz, Automatensalon, Videothek, Fitneßstudios, Diskotheken, Kneipenszene sind seine „loci amoeni“ – aber selbst die Autonomen und die Skinheads zählt Schulze am Rande hinzu. Die jüngeren Menschen ab mittlerer Reife plus Lehre ordnet Schulze konzeptionell dem „Selbstverwirklichungsmilieu“ zu, das sich für die „neue Kulturszene“ interessiert, Rucksacktourismus betreibt und zwischen den Verlockungen des Yuppietums und politisch-ökologischem Engagement oszilliert. Was die älteren Semester betrifft, werden sie in drei Schichten geteilt: das Harmoniemilieu bis zum Hauptschulabschluß plus berufsbildende Schule, das Integrationsmilieu als Mittelbereich, und ab Fachabitur und Lehre bis zu den Akademikern postuliert Schulze das Niveaumilieu. Das Harmoniemilieu beschreibt die „kleinen Leute“ mit ihren „zeitlosen Filzhüten“, unaufdringlichen Frisuren und überstopften Wohnungen im „rustikalen Stil“ („heterogene Materiallager der Gemütlichkeit“ nennt sie Schulze). Es sind Leser des Goldenen Blattes und der Bild-Zeitung, die gerne daheim beim Fernseher sitzen. Das Integrationsmilieu steht gleichsam zwischen Trivial- und Hochkultur, hat aber höheren Wohnkomfort, ist intellektueller interessiert, besitzt vielleicht ein Theaterabonnement – die typische Mittelschicht also. Das Niveaumilieu ist jenes der Ärzte und Rechtsanwälte, der höheren Lehrkräfte, der politischen und wirtschaftli-

chen Elite mit ihren Treffpunkten Golfklubs, gehobenen Restaurants, Konzerten etc.

So weit so gut, und auch interessant. Natürlich lassen sich bereits hier bestimmte Vorbehalte anbringen. Wo bleibt beispielsweise das Kriterium des Familienstatus? Kein Ereignis verändert so entscheidend das Freizeitverhalten eines jüngeren Paares wie die Geburt eines oder mehrerer Kinder. (Das betrifft natürlich vor allem die Mutter, aber bei einigermaßen verantwortlicher Elternschaft des Vaters auch diesen.) Mit der Disco ist es dann üblicherweise aus, auch die Kneipenszene läßt sich weniger leicht bevölkern. Und Hoch- und Alternativkulturereignisse fallen ebenfalls weitgehend der Beschäftigung mit dem Nachwuchs zum Opfer, ein Ereignis, das üblicherweise weit vor der 40-Jahres-Marke eintritt. Bei Schulze kommt dieses Kriterium allerdings nur ganz am Rande vor. Seine „Erlebnisgesellschaft“ ist im wesentlichen, scheint es, eine kinderlose Gesellschaft. Trotzdem ist das ein sehr empfehlenswertes und trotz „Soziologenchinesisch“ oft recht unterhaltsames Buch, das viel Kluges über unsere Erlebnisgesellschaft zu sagen hat: Etwa wo der Autor über die „manchmal bis zur Zwanghaftigkeit gesteigerte Zwanglosigkeit der neuen Kulturszene“ ätzt (S. 481) oder vermerkt, „wilde Stilbrüche und kompromißlose Attacken hätten keine Chance gegenüber einem Publikum, das in der frohen Erwartung wilder Stilbrüche und kompromißloser Attacken Eintrittskarten löst“ (S. 517).

Wirklich problematisch ist das höchst anregende Werk aber vor allem unter einem Aspekt: Die von Schulze als Alternativen quasi äquivalent nebeneinandergestellten Lebensstil-Typologien werden in ihrer Bedeutung innerhalb der realen Gesellschaft praktisch nicht gewichtet. Hier klafft eine große Lücke, und das scheint kein Zufall zu sein. Es macht natürlich ei-

nen großen Unterschied, in welchen Relationen verschiedene Lebensstile in der Bevölkerung Geltung haben. Ein Beispiel: Die Subkulturen der Motorradocker und jene der Bauernstuben und Moik-Fans sind hierzulande quantitativ durchaus unterschiedlich vertreten. Das hat unter anderem Auswirkungen in dem Sinn, daß sich eine Rockerpartei nur geringe Wahlchancen ausrechnen könnte, wohingegen ein erbitterter Angriff gegen den Musikanten-Stadl keinem Spitzenpolitiker einer Massenpartei anzuraten wäre.

Das enorm dicke Buch von Schulze widmet sich diesem zentralen Problem der Gewichtung der Lebensstil-Modelle nur an ganz marginalen Stellen. So auf Seite 390/91, wo Schulze eher mißbilligend das Strukturmodell von Nowak-Becker diskutiert. Dieses postuliert nur etwa vier Prozent alternativ-linkes Milieu, dafür aber 28 Prozent kleinbürgerliches Milieu, 21 Prozent aufstiegsorientiertes Milieu, je neun Prozent gehobenes konservatives, technokratisch-liberales und hedonistisches Milieu sowie je zehn Prozent traditionelles und traditionsloses Arbeitermilieu. Schulze erscheint hier namentlich „die Vorstellung einer gesamtgesellschaftlichen basisvariablen Sozialschicht fragwürdig“.

Im empirischen Anhang begegnen wir in Tabelle 7.2 auf Seite 668 wieder einer quantifizierenden Darstellung, und zwar auf der Basis einer Repräsentativbefragung, die natürlich auch eine quantitative Dominanz des kleinbürgerlichen Harmoniemilieus ausweist. Das Thema dieser Relationen wird aber im Buch selbst kaum aufgegriffen – vielleicht weil eine solche quantifizierende Betrachtung zu stark auf das alte Schichtenmodell verweisen würde, das die Lebensstilkonzepte ja eher beiseiteschieben. Dieses Schichtenmodell mit seinen ökonomischen Interessenbindungen ist allerdings noch nicht so überholt, wie manche life-style-Apostel vielleicht mei-

nen könnten, auch wenn seine „Abbildung“ in den gesellschaftlichen Organisationen weitgehend verlorengangen ist. In einer Zeit, da etwa der klein gewordene Kern der Aktivmitglieder ehemaliger Massenparteien der Arbeiterbewegung immer stärker von Gruppen engagierter „Mittelschichtidealisten“ dominiert werden kann, ist das ja eine keineswegs folgenlose Entwicklung: Große ehemalige Stammwählergruppen, die sich etwa in der Zuwanderungsfrage oder etwa in der Kulturpolitik nicht mehr sehr in ihrer ehemaligen Partei heimisch fühlen, geraten hier in Gefahr, nach rechts abzurufen. Auch wo es „progressiven Szenen“ gelingt, große staatliche Finanzmittel für bewußt provokante Kulturprojekte zu mobilisieren, kommt es letztendlich politisch mit darauf an, die Köpfe zu zählen, die dem einen oder dem anderen *life style* verbunden sind. In solchen Momenten hat die scheinbare Äquivalenz der Lebensstilkonzepte, die Schulze so kunstvoll entwickelt, ihren „Augenblick der Wahrheit“. In diesem aber dürfte sich erweisen, daß die gesellschaftliche Allianz der traditionellen Hochkulturadepten mit den klein- und mittelbürgerlichen Kulturauffassungen immer noch ein ungeheures gesellschaftliches Übergewicht hat – nicht zuletzt deshalb, weil zwischen Mozart und Musikanten-Stadl, zwischen Michelangelos David und dessen Kleingartenvariante in italienischem Preßstein, zwischen den großbürgerlichen Jugendstilnippes und den kleinbürgerlichen Keramikelefanten immer noch ein relativ enges Band besteht. Daraus folgt aber auch, daß andere der von Schulze beschriebenen Lebensstiltypen in höherem Maße marginalisiert sind, als es seine wohlmeinende Darstellung zugibt. Nicht umsonst hat einer der sensibelsten von Schulzes Rezensenten, Axel Honneth, im „Merkur“ vom Juni 1992 angemerkt, daß „jene breite Sozialschicht . . . aus seiner Darstellung ausgeklammert bleibt,

deren Mitglieder selbst dann heute noch primär mit der Sicherung ihrer Existenz befaßt sind, wenn sie in soziologischen Interviews davon kein Aufsehen machen“. In solchen Milieus zeigen sich die Grenzen jenes „Modus des Wählens“, den Schulze als „zentrales Charakteristikum“ unserer Wohlstandsgesellschaft postuliert. Der einzelne kann eben aus ökonomischen wie psychologischen Gründen doch nur in begrenztem Ausmaß Kunst und Dasein zum eigenen frei gewählten „Lebensstil“ formen und „Gruppenzugehörigkeiten wechseln“. Die Mehrzahl der Menschen macht sich nicht selbst, geschweige denn mit Willen und Bewußtsein.

Soziale Herkunft, individuelle Familiengeschichte, Schul- und Sozialmilieu im Heranwachsen determinieren unsere Haltungen im Erwachsenenleben – auch wer es weiß, entkommt dieser Vorbestimmtheit nicht. Und selbst die hochbegabten Aufsteiger, die sich quasi eine neue „soziale Haut“ überziehen verstehen, etwa als Kind galizischer Kleinbürger aus sich einen nasal-noblen „Hofmannsthal-Typ“ machen, handeln nicht „autonom“, sondern oft in negativer Determiniertheit, um verächtlich gemachten „Lebensstilen“ zu entfliehen.

Im Selbstverwirklichungsmilieu, das Schulze als „kulturell dominant“ ansieht (und dem er selbst angehört), ist diese Illusion der „totalen Wahlfreiheit“ allerdings sicher sehr verbreitet, nicht zuletzt, weil das auch bestimmten Bedürfnissen dieses Milieus entspricht: Eine Überzeichnung der Selbstdefinitionskraft des Menschen eröffnet ja ökonomisch Privilegierten erst so richtig die Möglichkeit, jene „Massen“ guten Gewissens als „Spießler“ zu verachten, die sie als elitäre Universitätslinke vielleicht noch zum Objekt verbaler Solidarität proklamiert hatten.

In diesem Sinne ist Schulze für etliche seiner Leser wohl auch Ideologieproduzent (im Sinne von schichtbezo-

genem verfälschten Bewußtsein). Seine irritierte Ablehnung des ökonomischen Schichtungskonzeptes ist somit auch ein Beitrag zur kollektiven Verdrängungsarbeit. Erst wenn man den Blick von den Existenzproblemen des „Mannes mit dem Filzhut“ abgewendet hat, kann man ihn so richtig als fremdenfeindlich und borniert verachten. Auch dies ist eine Leseart zur Erklärung des enormen Erfolges von Schulzes Buch.

Nur durch den „blinden Fleck“ in bezug auf die eigene soziale Gruppe (beziehungsweise ihre narzistische Überschätzung) ist letztlich erklärbar, daß Schulze, der doch Professor für *Methoden* der empirischen Sozialforschung ist, die methodischen Grundregeln der statistischen *Gewichtung* der beobachteten Vorgänge so beiseite-

schiebt. Das Ergebnis einer Quantifizierungsanstrengung wäre vermutlich „unerwünscht“, weil es die „kulturelle Dominanz“ des eigenen Selbstverwirklichungsmilieus als ephemeres Oberflächenphänomen transparent machen könnte. Dabei gibt es beunruhigende Vorbilder dafür, wie leicht eine „Revolte der Spießer“ die kulturellen Dominanzverhältnisse umkehren kann. Daß die von selbstbewußten Kulturträgern so gerne verspotteten kleinen Leute mit den „zeitlosen Filzhüten“ und ihrem Wunsch nach Ordnung und Harmonie im Falle totaler Verunsicherung auch furchtbaren „Ordnungsstiftern“ auf den Leim gehen können, hat ja die Geschichte schon mehrfach bewiesen.

Robert Schediwy